

RECLAM BIBLIOTHEK

Marcel Proust

Auf der Suche
nach der verlorenen Zeit

Band 6

Die Entflohene

(Zweiter Teil von Sodom und Gomorrha III)

Übersetzung und Anmerkungen
von Bernd-Jürgen Fischer

Reclam

Inhalt

Die Entflohene

Erstes Kapitel	7
Zweites Kapitel	204
Drittes Kapitel	296
Viertes Kapitel	343

Anhang

Zum sechsten Band der Ausgabe	399
Anmerkungen	404
Literaturhinweise	458
Inhaltsübersicht	465
Namenverzeichnis	471

Erstes Kapitel

Kummer und Vergessen

»Mademoiselle Albertine ist gegangen!« Wie das Leiden doch so viel tiefer eindringt in die Logik der Psyche als die Psychologie! Einen Moment zuvor noch, als ich mich selbst analysierte, hatte ich geglaubt, eine solche Trennung, ohne sich noch einmal zu sehen, sei genau das, was ich wünschte, und als ich die schalen Vergnügungen, die Albertine mir bot, mit der Fülle von Wünschen verglich, um deren Verwirklichung sie mich brachte (und denen es die Gewissheit ihrer Anwesenheit bei mir zu Hause, der Druck meiner seelischen Atmosphäre, zwar gestattet hatte, in meiner Seele an die vorderste Stelle zu rücken, die jedoch bei der ersten Nachricht, dass Albertine gegangen sei, gar nicht erst in Konkurrenz mit ihr treten konnten, denn sie hatten sich sogleich verflüchtigt), hatte ich mich sehr scharfsinnig gefunden und gefolgert, dass ich sie nicht mehr sehen wolle, dass ich sie nicht mehr liebe. Doch die Worte »Mademoiselle Albertine ist gegangen« hatten meinem Herzen ein solches Leid zugefügt, dass ich spürte, ich würde dem nicht länger standhalten können. Demnach war also das, was ich für eine Belanglosigkeit gehalten hatte, schlicht und einfach mein ganzes Leben. Wie wenig man sich kennt. Ich musste meinem Schmerz unverzüglich ein Ende bereiten; so zartfühlend mir selbst gegenüber, wie es meine Mutter mit meiner sterbenden Großmutter gewesen war, sagte ich mir mit der gleichen guten Absicht, jemanden, den man liebt, nicht leiden zu lassen: »Hab einen Augenblick Geduld, man wird dir ein Heilmittel besorgen, sei ganz beruhigt, man wird dich nicht derart leiden lassen.« Und da ich dunkel ahnte, dass, wenn mir eben, bevor ich geläutet hatte, Albertines Fortgehen noch hatte gleichgültig oder sogar wünschenswert erscheinen kön-

nen, dies nur deshalb so war, weil ich es für unmöglich gehalten hatte, suchte mein Selbsterhaltungstrieb mit Gedanken der folgenden Art die ersten Linderungsmittel auf meine offene Wunde zu legen: »Das alles hat überhaupt nichts zu bedeuten, weil ich sie umgehend zurückkommen lassen werde. Mittel und Wege werde ich mir noch überlegen, aber so oder so wird sie heute abend hier sein. Folglich ist es sinnlos, dass ich mich aufrege.« »Das alles hat gar nichts zu bedeuten« – ich hatte mich nicht damit begnügt, das zu mir selbst zu sagen, auch bei Françoise hatte ich versucht, diesen Eindruck zu erwecken, indem ich ihr gegenüber mein Leiden nicht zu erkennen gab, denn selbst in dem Moment, in dem ich meine Liebe mit einer solchen Heftigkeit spürte, vergaß sie nicht, wie wichtig es ihr war, als eine glückliche Liebe zu erscheinen, als eine erwiderte Liebe, und ganz besonders in den Augen von Françoise, die Albertine nicht mochte und immer an ihrer Aufrichtigkeit gezweifelt hatte. Ja, gerade eben noch, bevor Françoise hereingekommen war, hatte ich geglaubt, Albertine nicht mehr zu lieben, hatte ich geglaubt, als exakter Analytiker nichts unberücksichtigt gelassen zu haben; ich hatte geglaubt, mein Herz von Grund auf zu kennen. Doch unser Verstand, so mächtig er auch sei, kann die Elemente nicht erkennen, aus denen es sich zusammensetzt und die man nicht ahnt, solange sie nicht von einem Ereignis, das sie herauszulösen vermag aus dem flüchtigen Zustand, in dem sie sich die meiste Zeit befinden, dem Beginn einer Verfestigung unterworfen werden. Ich hatte mich getäuscht, als ich glaubte, in meinem Herzen klarzusehen. Doch diese Erkenntnis, die mir die feinsten Wahrnehmungen meines Geistes nicht vermittelt hatten, war so hart, gleißend und fremd wie ein kristallisiertes Salz durch die jähe Reaktion des Schmerzes an mich herangetragen worden. Es war mir so selbstverständlich, Albertine um mich zu haben, und nun sah ich plötzlich ein ganz neues Gesicht der Gewohnheit. Bisher

hatte ich sie vor allem als eine zerstörerische Kraft angesehen, die alle Originalität und sogar die bewusste Wahrnehmung unterdrückt; jetzt sah ich in ihr eine furchteinflößende, so fest an uns geschmiedete Gottheit, deren nichtssagendes Gesicht so tief in unser Herz eingeprägt ist, dass diese Gottheit, die wir kaum zu erkennen vermochten, uns dann, wenn sie sich von uns löst, wenn sie sich von uns abwendet, schrecklichere Leiden zufügt als jede andere, und dann ist sie ebenso grausam wie der Tod.

Das Dringlichste war jetzt, Albertines Brief zu lesen, denn ich wollte auf Mittel sinnen, sie zur Rückkehr zu bewegen. Ich spürte, dass ich diese besaß, denn da die Zukunft das ist, was nur erst in unserem Denken existiert, erscheint sie uns durch einen Eingriff unseres Willens noch in letzter Minute beeinflussbar. Doch gleichzeitig erinnerte ich mich daran, dass ich schon andere Kräfte als nur die meinen auf sie hatte einwirken sehen, gegen die ich, stünde mir auch mehr Zeit zur Verfügung, nichts hätte ausrichten können. Was nützt es, dass die Stunde noch nicht geschlagen hat, wenn wir nichts daran machen können, was geschehen wird. Als Albertine noch im Haus war, war ich entschlossen, hinsichtlich unserer Trennung die Initiative zu behalten. Und dann war sie gegangen. Ich öffnete Albertines Brief. Er war folgendermaßen abgefasst:

Mein Freund, entschuldigen Sie, dass ich es nicht gewagt habe, Ihnen die folgenden paar Worte selbst zu sagen, aber ich bin so feige, ich habe immer so große Angst vor Ihnen gehabt, dass ich, selbst wenn ich es erzwingen wollte, nicht den Mut aufbringen konnte, es zu tun. Hier also, was ich Ihnen hätte sagen sollen: Unser Zusammenleben ist unmöglich geworden, Sie haben ja an Ihrer Szene neulich abend gesehen, dass sich in unserer Beziehung etwas verändert hat. Was sich in jener Nacht noch bereinigen ließ, würde in wenigen Tagen nicht mehr gutzumachen sein. Es ist daher besser, da uns das

Glück beschieden war, uns zu versöhnen, als gute Freunde auseinanderzugehen; deshalb, mein Liebling, schreibe ich Ihnen diese Worte, und ich bitte Sie, so gut zu sein, mir zu verzeihen, falls ich Ihnen ein wenig Kummer bereite, indem Sie an den unermesslichen denken, den ich haben werde. Mein lieber Großer, ich will nicht Ihre Feindin werden, es wird schon hart genug für mich sein, Ihnen nach und nach, und doch recht schnell, gleichgültig zu werden; da meine Entscheidung zudem unwiderruflich ist, werde ich Françoise, noch bevor ich sie diesen Brief zu Ihnen bringen lasse, um meine Koffer bitten. Leben Sie wohl, ich lasse das Beste von mir bei Ihnen zurück. Albertine.

All das bedeutet nichts, sagte ich mir, es ist sogar besser, als ich dachte, denn da sie das alles gar nicht denkt, hat sie es offenbar nur geschrieben, um einen entscheidenden Schlag zu führen, damit ich Angst bekomme. Es galt jetzt, das Dringlichste ins Auge zu fassen, und zwar, dass Albertine noch heute abend zurück sein würde. Es ist eine traurige Vorstellung, dass die Bontemps so unredliche Leute sein sollten, dass sie sich ihrer Nichte bedienen, um Geld aus mir herauszupressen. Aber was soll's. Selbst wenn ich die Hälfte meines Vermögens den Bontemps geben müsste, damit Albertine heute abend wieder hier wäre, so bliebe ihr und mir immer noch genug, um ein angenehmes Leben zu führen. Und gleichzeitig überlegte ich, ob mir an diesem Vormittag noch genug Zeit blieb, um die Yacht und den Rolls Royce zu bestellen, die sie sich wünschte, und so vollkommen waren alle meine Bedenken verschwunden, dass ich gar nicht mehr daran dachte, für wie unklug ich es gehalten hatte, ihr diese Dinge zu schenken. Außer den Automobilen würde ich die schönste Yacht für sie kaufen, die es derzeit gab. Sie stand zum Verkauf, war aber so teuer, dass sich kein Käufer fand. Zudem würde sie nach dem Kauf, selbst wenn wir nur

vier Monate auf Kreuzfahrt gingen, noch über zweihunderttausend Franc pro Jahr an Unterhalt verschlingen. Wir würden mehr als eine halbe Million jährlich verbrauchen. Würde ich das länger als sieben oder acht Jahre durchhalten können? Aber was soll's, wenn ich schließlich nur noch fünfzigtausend Franc Einkünfte im Jahr haben würde, könnte ich sie Albertine hinterlassen und mich umbringen. Dies war der Entschluss, den ich fasste. Er brachte mich dazu, an *mich* zu denken. Da aber das Ich davon lebt, unablässig an eine große Zahl von Dingen zu denken, ja, eigentlich nichts anderes ist als das Denken an diese Dinge, findet es, wenn es zufällig einmal nicht diese Dinge vor sich hat und stattdessen plötzlich an sich selbst denkt, nur einen leeren Apparat vor, etwas, das es nicht kennt und dem es, um ihm ein wenig Wirklichkeit zu verleihen, die Erinnerung an ein im Spiegel wahrgenommenes Gesicht hinzufügt. Dieses komische Lächeln und dieser schiefe Schnurrbart wären also das, was von der Erdoberfläche verschwinden würde. Wenn ich mich in fünf Jahren umbringen würde, wäre es für mich aus damit, all die Dinge denken zu können, die mir unaufhörlich durch den Kopf gingen. Ich würde nicht mehr auf der Erdoberfläche weilen und auch nie dorthin zurückkehren, mein Denken würde für immer zum Stillstand kommen. Und mein Ich erschien mir nur noch nichtiger, als ich es so bereits als etwas ansah, das nicht mehr existierte. Wie sollte es denn schwierig sein, jener, der sich unser Denken fortwährend zuwendet (jener, die wir lieben), jenes andere Wesen zu opfern, an das wir niemals denken: uns selbst? Von daher erschien mir der Gedanke an meinen Tod, wie auch der Begriff eines Ich, als etwas Merkwürdiges; er war mir keineswegs unangenehm. Doch plötzlich fand ich ihn schrecklich bedrückend; denn da ich nur deshalb gedacht hatte, dass ich nicht über mehr Geld würde verfügen können, weil meine Eltern noch lebten, musste ich plötzlich an meine Mutter denken. Und ich

konnte die Vorstellung nicht ertragen, dass sie durch meinen Tod leiden würde.

Selbst wenn die Einwilligung von Madame Bontemps nicht genügt, wenn Albertine ihrer Tante nicht gehorchen will und als Bedingung für ihre Rückkehr fordert, dass sie zukünftig ihre volle Freiheit hat, so werde ich sie ihr eben lassen, auch wenn mir das Kummer bereiten wird, sie wird dann allein ausgehen können, wie es ihr gefällt, man muss auch bereit sein, Opfer zu bringen, selbst wenn sie schmerzlich sind, für das, woran einem am meisten liegt, und das ist, entgegen allem, was ich am Morgen nach meinen scharfsinnigen und absurden Überlegungen glaubte, dass Albertine bei mir lebt. Kann ich im übrigen wirklich behaupten, dass es für mich so schmerzlich gewesen wäre, ihr diese Freiheit zu lassen? Da würde ich lügen müssen. Schon oft hatte ich das Gefühl gehabt, dass das Leiden daran, ihr die Freiheit zu lassen, fern von mir Schlimmes zu treiben, vielleicht weniger schwerwiegend war als diese Art von Trauer, die ich gelegentlich empfand, wenn ich merkte, dass sie sich mit mir, bei mir langweilte. Zweifellos wäre es mir in dem Augenblick, in dem sie mich gebeten hätte, irgendwohin gehen zu dürfen, bei dem Gedanken, dass dort Orgien organisiert wurden, zuwider gewesen, sie gehen zu lassen. Ihr aber zu sagen: »Nehmen Sie unser Boot, oder den Zug, fahren Sie für einen Monat in dieses oder jenes Land, das ich nicht kenne, aus dem ich nichts von dem erfahren werde, was Sie tun«, dieser Gedanke hatte mir oft wegen der Vorstellung gefallen, dass sie, fern von mir, im Vergleich mich vorziehen und bei der Rückkehr glücklich sein würde. Im übrigen wünscht sie das ganz gewiss selbst, sie will keineswegs jene Freiheit, der ich Tag für Tag, und mit Leichtigkeit zudem, irgendwelche Grenzen setzen könnte, indem ich Albertine immer neue Vergnügungen bot. Nein, was Albertine gewollt hat, das ist, dass ich ihr gegenüber nicht mehr unausstehlich sein würde, und

vor allem – wie damals Odette von Swann –, dass ich mich dazu entschließe, sie zu heiraten. Ist sie erst verheiratet, wird sie auf ihre Unabhängigkeit keinen Wert mehr legen, wir werden beide hierbleiben und glücklich sein! Zweifellos bedeutete dies, auf Venedig zu verzichten. Doch auch die am heißesten ersehnten Städte, wie Venedig – und erst recht auch die angenehmsten Gastgeberinnen und Zerstreungen, und sehr viel mehr noch als Venedig, die Herzogin von Guerantes, das Theater: Wie blass, gleichgültig, tot werden Städte wie Venedig, wenn wir an ein anderes Herz durch ein so schmerzhaftes Band gebunden sind, dass es uns nicht entinnen lässt! In dieser Heiratsfrage hat Albertine übrigens vollkommen recht. Selbst Maman fand all dieses Aufschieben lächerlich. Sie zu heiraten war eben das, was ich schon längst hätte tun müssen, was ich tun musste, es war das, weshalb sie ihren Brief geschrieben hat, von dem sie kein Wort meint; und nur um das zu erreichen, hat sie ein paar Stunden lang auf das verzichtet, was sie ebenso sehr wünschen muss, wie ich es wünsche: dass sie hierher zurückkehrt. Ja, genau das hat sie gewollt, das ist der Zweck ihres Verhaltens, sagte mir meine einfühlsame Vernunft, doch ich spürte, dass meine Vernunft, wenn sie mir das sagte, immer von jener Hypothese ausging, die sie sich von Anfang an zu eigen gemacht hatte. Ich spürte jedoch deutlich, dass gerade die andere Hypothese immer wieder bestätigt worden war. Zweifellos wäre diese zweite Hypothese niemals so kühn gewesen, ausdrücklich zu behaupten, Albertine könne ein Verhältnis mit Mademoiselle Vinteuil und ihrer Freundin gehabt haben. Und doch hatte sich, als ich bei der Einfahrt in den Bahnhof von Incarville von dieser schrecklichen Nachricht überwältigt worden war, eben diese zweite Hypothese bestätigt gesehen. Diese hatte späterhin niemals nahegelegt, dass Albertine mich jemals von sich aus verlassen könnte, zudem in dieser Weise, ohne mir Bescheid zu sagen und mir die Zeit zu las-

sen, sie daran zu hindern. Doch auch wenn die Wirklichkeit, die sich mir nach dem ungeheuren, neuerlichen Sprung, den das Leben mich hatte tun lassen, unabweislich aufdrängte, ebenso neu für mich war wie jene, vor die uns die Entdeckungen eines Physikers, die Ermittlungen eines Untersuchungsrichters oder die Befunde eines Historikers über die Hintergründe eines Verbrechens oder einer Revolution stellen, und diese Wirklichkeit die zaghaften Vorhersagen meiner zweiten Hypothese übertraf, so erfüllte sie sie aber auch zugleich. Diese zweite Hypothese war keine der Vernunft, und die panische Angst, die ich an dem Abend empfand, an dem Albertine mich nicht geküsst hatte, in der Nacht, als ich das Geräusch des Fensters hörte, diese Angst war nichts Überlegtes. Doch dass die Vernunft – und das Folgende wird dies noch weiter verdeutlichen, wie viele Episoden es schon hatten zeigen können – nicht das subtilste, leistungsfähigste, angemessenste Mittel ist, um die Wahrheit in den Griff zu bekommen, stellt nur einen Grund mehr dar, mit der Vernunft zu beginnen, und nicht etwa mit den Intuitionen des Unterbewusstseins oder mit dem vorgefassten Glauben an Vorahnungen. Es ist das Leben, das uns nach und nach, Fall um Fall, ermöglicht festzustellen, dass wir nicht durch Überlegung erfahren, was unserem Herzen oder unserem Geist am wichtigsten ist, sondern durch andere Kräfte. Und dann ist es die Vernunft selbst, die aus Einsicht deren Überlegenheit anerkennt, hinter ihnen zurücktritt und akzeptiert, ihre Mitarbeiterin und Dienerin zu werden. Ein versuchsweises Vertrauen. Auch von dem unvorhergesehenen Unglück, mit dem ich zu kämpfen hatte, schien ich (wie auch von der Freundschaft Albertines mit zwei Lesbierinnen) bereits gewusst zu haben, indem ich es in so vielen Zeichen gelesen hatte, in denen ich (trotz der gegenteiligen Behauptungen meines Verstandes, der sich auf Albertines eigene Aussagen stützte) ihren Überdruß an, ihren Abscheu vor einem solchen

Sklavendasein zu erkennen vermochte, die sie dem Hintergrund der traurigen, ergebenen Augen Albertines, ihren plötzlich von einer unerklärlichen Röte überzogenen Wangen, dem Geräusch eines sich plötzlich öffnenden Fensters wie mit unsichtbarer Tinte einzeichneten. Offenkundig hatte ich nicht gewagt, diese Zeichen bis zu Ende zu interpretieren und ausdrücklich der Vorstellung von Albertines unvermitteltem Fortgehen Gestalt zu verleihen. Ich hatte in meiner dank Albertines Anwesenheit ausgeglichenen Seele nur an einen von mir selbst arrangierten Abschied zu einem unbestimmten, und das heißt, in einer nichtexistenten Zeit befindlichen Datum gedacht; folglich hatte ich lediglich die Illusion gehabt, an ihren Abschied zu denken, so wie Leute bei guter Gesundheit, die sich einbilden, den Tod nicht zu fürchten, wenn sie an ihn denken, und dabei in Wirklichkeit nur eine rein negative Vorstellung in eine gute Gesundheit einfließen lassen, die gerade das Nahen des Todes untergraben würde. Im übrigen hätte mir die Vorstellung eines von Albertine selbst gewollten Abschieds tausendmal in der denkbar klarsten, unmissverständlichsten Weise in den Sinn kommen können, ich hätte deswegen nicht eher zu ahnen vermocht, was dieser Abschied für mich, und das heißt, in Wirklichkeit, bedeuten würde, was für ein einzigartiges, entsetzliches, unbekanntes Ereignis, welch völlig neues Leiden er darstellen würde. Auch wenn ich ihn vorausgesehen hätte, hätte ich an diesen Abschied jahrelang pausenlos denken können, ohne dass diese Gedanken, selbst wenn man sie alle aneinanderreichte, an Intensität, geschweige denn hinsichtlich einer Ähnlichkeit, den geringsten Bezug zu der unvorstellbaren Hölle gehabt hätten, vor der Françoise für mich den Schleier hob, als sie zu mir sagte: »Mademoiselle Albertine ist gegangen.« Um sich eine unbekannte Situation vorzustellen, entlehnt die Phantasie bekanntes Material und stellt sie sich eben deshalb nicht eigentlich vor. Die Empfindung jedoch,

selbst die rein physische, empfängt wie die Brandspur eines Blitzes die unverwechselbare und für lange Zeit unauslöschliche Signatur des neuen Ereignisses. Und ich wagte kaum, mir zu sagen, dass ich, hätte ich diesen Abschied vorausgesehen, vielleicht überhaupt nicht in der Lage gewesen wäre, ihn mir in seinem ganzen Grauen vorzustellen, ihn selbst dann, wenn Albertine ihn mir angekündigt hätte, zu verhindern, ob nun mit Drohen oder mit Flehen. Wie fern mir das Verlangen nach Venedig jetzt lag! Wie damals in Combray das Verlangen, Madame de Guermites kennenzulernen, wenn die Stunde kam, zu der mir nur noch an einem lag, nämlich Maman in meinem Zimmer zu behalten. Und tatsächlich waren alle Ängste, die ich seit meiner Kindheit erfahren hatte, auf den Ruf dieser neuen Herzensangst hin zusammengeeilt, um sie zu verstärken und sich mit ihr zu einer homogenen Masse zu verbinden, die mich erstickte.

Sicher, der physische Stich ins Herz, den eine solche Trennung einem versetzt und der durch diese schreckliche Registrierfähigkeit des Körpers aus dem Schmerz etwas macht, das allen Abschnitten unseres Lebens zeitlich zugehört, in denen wir gelitten haben, – sicher, dieser Stich ins Herz, auf den vielleicht – so wenig kümmert man sich um den Schmerz der anderen – jene ein wenig spekuliert, die der Reue den höchsten Grad an Intensität geben möchte, sei es, weil die Frau mit der Andeutung einer scheinbaren Trennung bessere Bedingungen durchsetzen will, sei es, weil sie mit ihrem Abschied für immer – für immer! – verletzen will, entweder um sich zu rächen, oder um weiterhin geliebt zu werden, oder um im Interesse der Art von Erinnerung, die sie hinterlassen wird, gewaltsam das Netz aus Überdross und Gleichgültigkeit zu zerreißen, von dem sie spürte, wie es sich um sie zusammenzog, – sicher, von diesem Stich ins Herz hatte man sich vorgenommen, ihn zu vermeiden, man hatte einander versprochen, sich im Guten zu trennen.

Doch es kommt unendlich selten vor, dass man sich im Guten trennt, denn wenn man einander gut wäre, würde man sich nicht trennen! Und dann spürt die Frau, der gegenüber man sich am gleichgültigsten verhält, dennoch undeutlich, dass man sich, während man sich mit ihr langweilt, aus der gleichen Gewöhnung heraus fester und fester an sie bindet, und sie denkt, dass eine der wesentlichsten Voraussetzungen, um sich im Guten zu trennen, darin bestehe, dem anderen anzukündigen, dass man gehen wird. Sie hat nun aber Angst, die Sache gerade durch ihre Ankündigung zu vereiteln. Jede Frau spürt umso deutlicher, je größer ihre Macht über einen Mann ist, dass die einzige Möglichkeit zu gehen darin besteht, zu fliehen. Entflohen, weil eine Königin, so und nicht anders ist es. Sicher, es besteht ein unerhörtes Intervall zwischen dem Überdruß, den sie eben noch hervorrief, und dem rasenden Bedürfnis, sie wiederzusehen, weil sie gegangen ist. Doch dafür gibt es Gründe, noch über jene hinaus, die im Verlauf dieses Werkes bereits gegeben wurden, und andere, die weiter unten noch gegeben werden werden. Zuerst einmal findet der Abschied oft in dem Augenblick statt, in dem die – tatsächliche oder vermeintliche – Gleichgültigkeit am größten ist, sich an einem Extrempunkt der Pendelschwingung befindet. Die Frau sagt sich: »Das kann so nicht weitergehen«, gerade weil der Mann nur davon redet oder doch daran denkt, sie zu verlassen; und dann ist sie es, die verläßt. Wenn dann das Pendel zu seinem anderen Extrempunkt zurückschwingt, ist das Intervall am größten. In einer einzigen Sekunde kehrt es zu diesem Punkt zurück; noch einmal, über alle gegebenen Gründe hinaus ist das doch nur allzu natürlich! Das Herz klopft, und außerdem ist die Frau, die gegangen ist, nicht mehr die gleiche wie jene, die da war. Ihr nur zu gut bekanntes Leben bei uns wird auf einmal um all die Leben vermehrt, unter die sie sich unweigerlich mischen wird, und vielleicht hat sie uns ja deshalb verlassen,

um sich unter sie zu mischen. So dass dieser neue Lebensreichtum der fortgegangenen Frau auf die Frau zurückwirkt, die bei uns war und womöglich ihren Abschied schon plante. Der Reihe psychologischer Fakten, auf die wir schließen können und die zu ihrem Leben mit uns gehören, zu unserem allzu offenkundigen Überdruß an ihr und auch zu unserer Eifersucht (die bewirkt, dass Männer, die schon mehrfach von Frauen verlassen wurden, fast immer auf die gleiche Weise verlassen wurden, aufgrund ihres Charakters und ihrer immer gleichen Reaktionen, die berechenbar sind: Jeder hat seine eigene Art, betrogen zu werden, wie er auch seine eigene Art hat, sich zu erkälten), dieser Reihe, die keine allzu großen Geheimnisse für uns birgt, entsprach zweifellos eine Reihe von Fakten, von denen wir nichts wussten. Sie musste seit einiger Zeit eine schriftliche oder auch, durch Boten, mündliche Verbindung mit irgendeinem Mann oder irgendeiner Frau unterhalten haben und auf irgendein Signal gewartet haben, das wir womöglich, unwissentlich, selbst gegeben haben, als wir zu ihr sagten: »Monsieur X war gestern hier, um mich zu besuchen«, falls sie mit Monsieur X verabredet hatte, dass am Abend vor dem Tag, an dem sie zu Monsieur X eilen sollte, dieser mir einen Besuch machen würde. Wie viele mögliche Hypothesen! Freilich nur mögliche. Ich konstruierte die Wahrheit so trefflich, allerdings nur im Bereich des Möglichen, dass ich, als ich eines Tages versehentlich einen Brief an eine meiner Geliebten öffnete, der in einer zuvor vereinbarten Sprache abgefasst war und lautete: »Erwarte immer Zeichen, um Marquis von Saint-Loup zu gehen, benachrichtigen Sie morgen durch Telefonanruf«, mir so etwas wie eine geplante Flucht zurechtlegte, da der Name des Marquis von Saint-Loup dort nur für etwas anderes stehen konnte, denn meine Geliebte kannte Saint-Loup gar nicht, sondern hatte mich nur von ihm reden hören, und die Unterschrift war zudem eine Art von Pseudonym, das keinerlei sprachliche Ge-

stalt aufwies. Nun, dieser Brief war gar nicht an meine Geliebte gerichtet, sondern an eine andere Person im Haus, die einen anderen Namen trug, den man jedoch falsch gelesen hatte. Der Brief war nicht in einem vereinbarten Code abgefasst, sondern in schlechtem Französisch, da er von einer Amerikanerin stammte, einer Freundin von Saint-Loup, wie dieser mir später erklärte. Und die seltsame Art und Weise, in der diese Amerikanerin bestimmte Buchstaben schrieb, hatte einem vollkommen üblichen, ausländischen Namen das Aussehen eines Pseudonyms gegeben. Ich hatte mich also an jenem Tag mit meinem Verdacht auf ganzer Linie getäuscht. Doch das intellektuelle Gerüst, mit dem ich diese völlig falschen Annahmen verbunden hatte, war in sich eine so richtige, unbeugsame Form der Wahrheit gewesen, dass sich, als meine Geliebte mich drei Monate später verließ (die damals noch vorhatte, ihr ganzes Leben mit mir zu verbringen), dies in ganz genau der gleichen Weise abspielte, die ich mir beim ersten Mal nur eingebildet hatte. Es traf ein Brief ein, der die gleichen Eigentümlichkeiten aufwies, die ich dem ersten Brief fälschlich zugeschrieben hatte, die dieses Mal jedoch durchaus ein Zeichen darstellten, usw.

Dieses Unglück war das größte in meinem ganzen Leben. Und dennoch wurde womöglich der Schmerz, den es mir bereitete, noch von der Neugier übertroffen, den Grund für dieses Unglück zu erfahren, wen Albertine begehrt hatte, zu wem sie gegangen war. Doch die Quellen dieser großen Ereignisse sind wie die der großen Ströme, wir können die gesamte Erdoberfläche abschreiten und finden sie trotzdem nicht. Hatte Albertine diese ihre Flucht schon seit langer Zeit geplant? Ich habe nicht erwähnt (weil es mir damals nur wie eine Allüre und wie ein Ausdruck schlechter Laune vorgekommen war, wie das, was man bei Françoise »muckeln« nannte), dass sie von dem Tag an, an dem sie aufgehört hatte, mich zu küssen, eine Haltung zeigte wie bei der Beerdigung des Leibhaf-

tigen, stocksteif, mit starrem Ausdruck und einer traurigen Stimme noch bei den simpelsten Dingen, mit langsamen Bewegungen und ohne jemals mehr zu lächeln. Ich kann nicht behaupten, dass irgendeine Tatsache ein heimliches Einverständnis mit Außenstehenden bewiese. Françoise erzählte mir später, dass sie am Abend vor ihrem Abschied in ihr Zimmer getreten sei und niemanden vorgefunden habe, der Vorhang sei zugezogen gewesen, doch am Geruch der Luft und an den Geräuschen habe sie gemerkt, dass das Fenster offen stand. Und in der Tat habe sie Albertine auf dem Balkon angetroffen. Aber es ist kaum zu erkennen, mit wem sie von dort hätte Kontakt aufnehmen können, und zudem waren die geschlossenen Vorhänge vor dem offenen Fenster zweifellos damit zu erklären, dass sie wusste, wie sehr ich Zug fürchtete, und dass die Vorhänge, selbst wenn sie mich nur wenig schützten, Françoise daran hindern würden, vom Flur aus zu erkennen, dass die Läden schon so früh geöffnet waren. Nein, ich sehe da nichts, außer einer kleinen Tatsache, die lediglich beweist, dass sie schon am Vorabend wusste, dass sie gehen würde. Am Abend zuvor hatte sie nämlich, ohne dass ich es bemerkte, aus meinem Zimmer eine größere Menge Einwickelpapier und Verpackungseinwand mitgenommen, die sich dort befanden und mit denen sie die ganze Nacht hindurch ihre zahllosen Hausmäntel und Morgenröcke einpackte, um am Morgen zu gehen. Dies ist die einzige Tatsache, und dabei blieb es. Dass sie mir an besagtem Abend beinahe mit Gewalt die tausend Franc aufdrängte, die sie mir schuldete, dem kann ich keine Bedeutung beimessen, daran war nichts Besonderes, denn sie war äußerst gewissenhaft in Geldangelegenheiten.

Ja, sie nahm am Abend zuvor das Verpackungspapier, doch nicht erst an diesem Abend wusste sie, dass sie gehen würde. Denn nicht der Kummer ließ sie gehen, vielmehr hatte ihr der Entschluss zu gehen, auf das Leben, das sie erträumt hatte, zu verzichten, die-

sen kummervollen Ausdruck verliehen. Kummer; von geradezu feierlicher Kälte mir gegenüber, mit Ausnahme des letzten Abends, an dem sie länger bei mir geblieben war, als sie erst wollte – was mich an ihr, die sonst ihren Aufenthalt immer noch verlängern wollte, gleich erstaunte –, und von der Tür aus zu mir sagte: »Adieu, mein Kleiner, mein Kleiner, leb wohl.« Aber ich achtete in dem Augenblick nicht darauf. Françoise hat mir erzählt, dass sie am nächsten Morgen, als sie ihr sagte, dass sie gehen werde (doch das ist auch durch Müdigkeit erklärbar, denn sie hatte sich nicht entkleidet und die ganze Nacht mit dem Verpacken ihrer Sachen verbracht, mit Ausnahme derjenigen, um die sie Françoise bitten musste, weil sie sich nicht in ihrem Schlaf- oder Ankleidezimmer befanden), derart traurig, noch so viel steifer, so viel starrer als an den vorangehenden Tagen gewesen sei, dass, als sie zu Françoise sagte: »Adieu, Françoise«, diese schon glaubte, Albertine werde gleich umfallen. Wenn man solche Dinge erfährt, dann begreift man, dass die Frau, die einem inzwischen so sehr viel weniger gefiel als all jene, denen man so mühelos auf dem einfachsten Spaziergang begegnete, der man es übelnahm, dass man sie alle für sie opfern musste, im Gegenteil diejenige ist, die man tausendmal vorziehen würde. Denn die Frage stellt sich nicht mehr zwischen einem bestimmten Vergnügen – das durch Gewöhnung und vielleicht auch die Mittelmäßigkeit des Objekts praktisch null geworden ist – und anderen, verlockenden und hinreißenden Vergnügen, sondern zwischen eben diesen Vergnügen und etwas anderem, sehr viel stärkerem, dem Mitleid mit dem Schmerz.

Als ich mir selbst versicherte, dass Albertine am Abend wieder hier sein werde, hatte ich eilig das Dringlichste getan und mit einer neuen Überzeugung die Wunde verbunden, die durch die Trennung von jener entstanden war, mit der ich bisher zusammengelebt hatte. Doch so schnell mein Selbsterhaltungstrieb auch gehan-

delt hatte, war ich doch, als Françoise mit mir gesprochen hatte, eine Sekunde lang hilflos gewesen, und wenn ich jetzt auch wusste, dass Albertine am Abend hier sein würde, war der Schmerz, den ich während des Augenblicks verspürt hatte, in dem ich mir selbst diese Rückkehr noch nicht klargemacht hatte (während des Augenblicks, der den Worten »Mademoiselle Albertine hat um ihre Koffer gebeten, Mademoiselle Albertine ist gegangen«, gefolgt war), war dieser Schmerz in mir von selbst aufs neue entstanden und ganz so, wie er gewesen war, das heißt, als ob ich immer noch nichts von der bevorstehenden Rückkehr Albertines wüsste. Im übrigen musste sie zwar zurückkehren, jedoch von sich aus. Bei allen Hypothesen lief der Anschein, ich hätte Schritte unternommen, hätte sie um ihre Rückkehr gebeten, dem Zweck zuwider. Gewiss, ich hatte nicht mehr, wie damals noch bei Gilberte, die Kraft, auf sie zu verzichten. Mehr noch als Albertine wiedersehen wollte ich der physischen Beklemmung ein Ende setzen, die mein Herz, dem es schlechter ging als damals, nicht mehr hinnehmen konnte. Und dann hatte ich mich so daran gewöhnt, nichts zu wollen, ob es nun Arbeit war oder etwas anderes, dass ich feiger geworden war. Vor allem aber war diese Beklemmung aus einer ganzen Anzahl von Gründen unvergleichlich viel stärker, deren wichtigster vielleicht nicht der war, dass ich das sinnliche Vergnügen niemals mit Madame de Guermantes oder mit Gilberte genossen hatte, sondern der, dass, weil ich nicht die Gelegenheit und folglich auch nicht das Bedürfnis hatte, sie jeden Tag, zu jeder Stunde zu sehen, in meiner Liebe zu ihnen die immense Kraft der Gewohnheit am schwächsten vertreten war. Vielleicht wäre mir jetzt, wo mein Herz außerstande war, zu wollen und aus seinem eigenen Willen heraus das Leiden zu ertragen, wo es nur eine mögliche Lösung fand, nämlich die Rückkehr Albertines um jeden Preis, vielleicht wäre mir die entgegengesetzte Lösung (der freiwillige Verzicht, die fortschrei-

tende Resignation) als eine romanhafte, eine im Leben ganz unwahrscheinliche Lösung erschienen, wenn ich nicht damals eben diese gewählt hätte, als es sich um Gilberte gehandelt hatte. Und ich wusste also, dass diese Lösung akzeptiert werden konnte, und zwar von ein und demselben Mann, denn ich war nahezu der gleiche geblieben. Nur, dass die Zeit ihre Rolle gespielt hatte, die Zeit, die mich hatte älter werden lassen, die Zeit auch, die Albertine unablässig in meine Nähe gerückt hatte, als wir unser gemeinsames Leben führten. Doch auch wenn ich nicht auf sie verzichtete, war mir zumindest von dem, was ich für Gilberte empfunden hatte, der Stolz geblieben, für Albertine nicht ein abstoßendes Spielzeug darzustellen, indem ich sie bitten ließ, zurückzukehren, ich wollte, dass sie zurückkehrte, ohne dass es so aussah, als legte ich Wert darauf. Ich erhob mich, um keine Zeit zu verlieren, doch der Schmerz ließ mich innehalten: Es war das erste Mal, dass ich aufstand, seit sie gegangen war. Ich musste mich jedoch rasch ankleiden, um bei Albertines Concierge Erkundigungen einzuziehen.

Das Leiden strebt, als Auswirkung eines erlittenen moralischen Schocks, nach Veränderung seiner Form, man hofft, es in Rauch auflösen zu können, indem man Pläne schmiedet, Auskünfte einholt, man will, dass es seine unzähligen Metamorphosen durchläuft, denn das erfordert weniger Mut, als seinem Leiden freien Lauf zu lassen; das Lager, auf das man sich mit seinen Schmerzen bettet, erscheint so eng, so hart, so kalt. Ich stand also wieder auf; ich bewegte mich nur mit unendlicher Vorsicht durch das Zimmer, ich stellte mich so hin, dass ich Albertines Sessel nicht wahrnahm, nicht das Pianola, auf dessen Pedale sie ihre Goldpantöffelchen gesetzt hatte, keinen einzigen der Gegenstände, die sie benutzt hatte und die mir alle in der besonderen Sprache, die ihnen meine Erinnerung verliehen hatte, eine Übersetzung, eine andere Version, eine Wiederholung der Nachricht von Albertines Abschied geben zu

wollen schienen. Doch auch ohne sie anzusehen, sah ich sie: Meine Kräfte verließen mich, ich sank in einen der blauseidenen Sessel, deren Glanz im Halbdunkel des von einem Lichtstrahl betäubten Zimmers mich noch vor einer Stunde leidenschaftlich verfolgt, mich jetzt aber so fernen Träumen hatte nachhängen lassen. Ach!, bis zu diesem Moment hatte ich mich immer nur dort niedergesetzt, als Albertine noch da war. Ich konnte deshalb nicht sitzen bleiben und erhob mich; und so gab es jeden Augenblick irgendein anderes der unzähligen, demütigen Ichs, aus denen wir zusammengesetzt sind, das von Albertines Abschied noch nichts wusste und das davon zu benachrichtigen war; es war unumgänglich – was grausamer war, als wenn sie Fremde und nicht von meiner Leidenschaftlichkeit gewesen wären –, das Unglück, das sich ereignet hatte, allen diesen Wesen mitzuteilen, allen diesen »Ichs«, denen es noch unbekannt war, es war unumgänglich, dass jedes einzelne von ihnen ein erstes Mal die Worte vernahm: »Albertine hat nach ihren Koffern verlangt« – diesen sargartigen Koffern, die ich gesehen hatte, als sie in Balbec mit denen meiner Mutter verladen wurden –, »Albertine ist gegangen.« Jedes einzelne hatte ich von meinem Kummer zu unterrichten, dem Kummer, der keineswegs ein aus einer Anhäufung verhängnisvoller Umstände selbständig gezogener, pessimistischer Schluss ist, sondern das intermittierende, unfreiwillige Wiederaufleben eines spezifischen Eindrucks, der von außen kam und den wir uns nicht ausgesucht haben. Einige dieser Ichs hatte ich schon seit geraumer Zeit nicht mehr gesehen. Beispielsweise (ich hatte nicht daran gedacht, dass dies der Tag für den Friseur war) jenes Ich, das ich war, wenn ich mir die Haare schneiden ließ. Dieses Ich hatte ich vergessen, und seine Ankunft ließ mich aufschluchzen wie bei einer Beerdigung den alten Diener im Ruhestand, der die Verstorbene noch gekannt hat. Dann erinnerte ich mich plötzlich daran, dass ich seit acht Tagen gelegentlich von

panischen Ängsten erfasst worden war, die ich mir nicht eingestanden hatte. In solchen Augenblicken hatte ich trotzdem hin und her überlegt und mir gesagt: »Überflüssig, nicht wahr, die Hypothese ins Auge zu fassen, dass sie plötzlich gehen würde. Das ist absurd. Wenn ich sie jemandem mit Sinn und Verstand anvertrauen würde (und um mich zu beruhigen, hätte ich das getan, wenn mich nicht die Eifersucht an Vertraulichkeiten gehindert hätte), würde er gewiss zu mir sagen: ›Sie sind ja närrisch. Das ist unmöglich.‹ Und tatsächlich haben wir keinen einzigen Streit gehabt. ›Man geht aus einem bestimmten Grund. Man sagt das auch. Man gesteht Ihnen das Recht zu, eine Antwort zu geben. Man geht nicht einfach so. Nein, das ist eine Kinderei. Das ist die einzige völlig absurde Hypothese.« Und doch hatte ich jeden Morgen, wenn ich läutete und sie noch vorfand, einen tiefen Seufzer der Erleichterung ausgestoßen. Und als Françoise mir Albertines Brief gegeben hatte, war ich sofort sicher gewesen, dass es sich um das handelte, was nicht sein konnte, um diesen Aufbruch, den ich irgendwie schon einige Tage im voraus erahnt hatte, trotz aller logischen Begründungen, warum ich beruhigt sein könne. In meiner Verzweiflung hatte ich mir fast mit Befriedigung über meinen Scharfsinn wie ein Mörder gesagt, der weiß, dass er nicht entdeckt worden sein kann, jedoch Angst hat und plötzlich bei dem Untersuchungsrichter, der ihn vorgeladen hat, auf dem Aktendeckel den Namen seines Opfers liest ...

Meine ganze Hoffnung bestand darin, dass Albertine in die Touraine zu ihrer Tante gefahren war, wo sie alles in allem hinreichend überwacht sein würde und keine großen Dinge anstellen konnte, bis ich sie von dort zurückgeholt haben würde. Meine schlimmste Befürchtung hatte darin bestanden, dass sie in Paris geblieben oder nach Amsterdam oder Montjouvain gereist war, das heißt, dass sie sich davongemacht hatte, um sich irgendeinem Abenteuer hinzugeben, dessen Vorbereitungen mir entgangen wa-